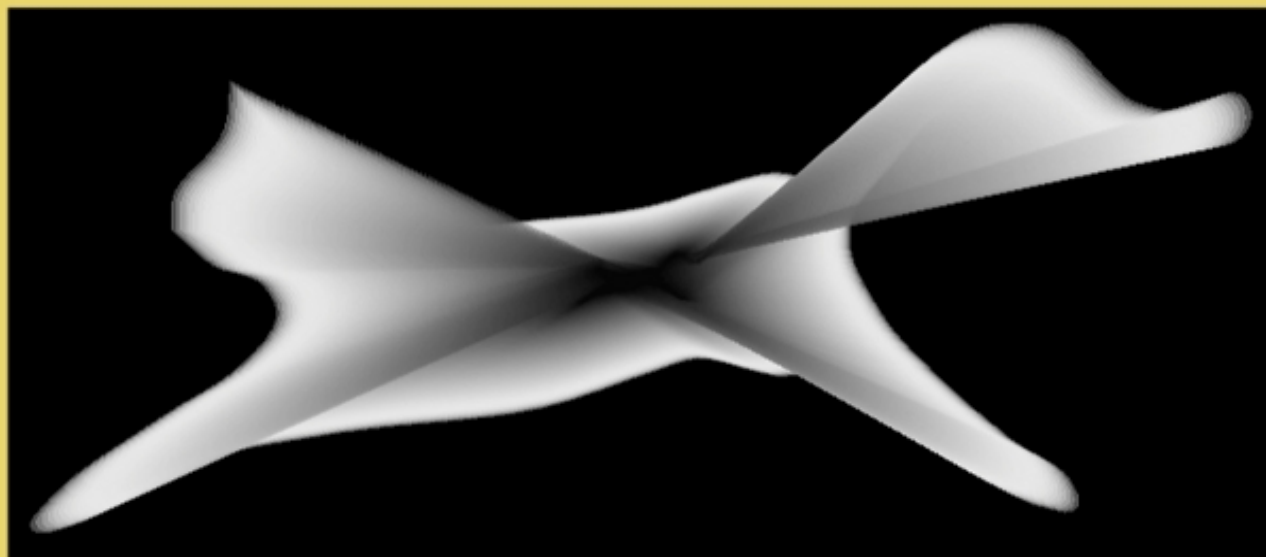


Michail Bulgakow

# Der Meister und Margarita



Neu übersetzt von Eric Boerner



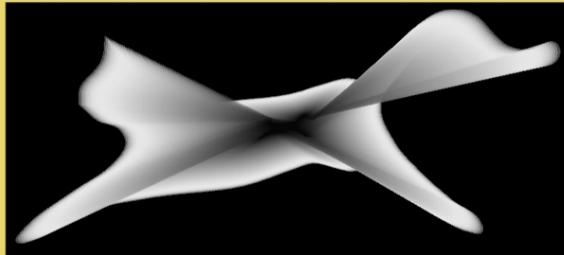
Zweite, verbesserte Auflage

Michail Bulgakow

# Der Meister und Margarita



Neu übersetzt von Eric Boerner



Zweite, verbesserte Auflage

MICHAIL BULGAKOW

# **Der Meister und Margarita**

Roman

Books on Demand

# Inhaltsverzeichnis

## Erster Teil

### 1. Kapitel

Sprechen Sie niemals mit Unbekannten

### 2. Kapitel

Pontius Pilatus

### 3. Kapitel

Der siebente Beweis

### 4. Kapitel

Die Jagd

### 5. Kapitel

Die Sache im Gribojedow

### 6. Kapitel

Schizophrenie, wie schon gesagt

### 7. Kapitel

Die leidige Wohnung

### 8. Kapitel

Das Duell zwischen dem Professor und dem Dichter

### 9. Kapitel

Korowjews Streiche

### 10. Kapitel

Nachrichten aus Jalta

### 11. Kapitel

Die Spaltung des Iwan

### 12. Kapitel

Schwarze Magie und deren Aufdeckung

### 13. Kapitel

Der Auftritt des Helden

### 14. Kapitel

Gelobt sei der Hahn!

15. Kapitel  
Nikanor Iwanowitschs Traum

16. Kapitel  
Die Hinrichtung

17. Kapitel  
Ein unruhiger Tag

18. Kapitel  
Hausgäste im Pech

## Zweiter Teil

19. Kapitel  
Margarita

20. Kapitel  
Asasellos Hautcreme

21. Kapitel  
Der Flug

22. Kapitel  
Bei Kerzenschein

23. Kapitel  
Der große Satansball

24. Kapitel  
Wie der Meister herausgehauen wurde

25. Kapitel  
Wie der Prokurator versuchte, Judas aus Kiriath zu retten

26. Kapitel  
Die Beerdigung

27. Kapitel  
Der Ende der Wohnung Nr. 50

28. Kapitel  
Die letzten Unternehmungen von Korowjew und Behemoth

29. Kapitel  
Das Schicksal des Meisters und Margaritas wird verhandelt

30. Kapitel

Es ist Zeit! Es ist Zeit!

31. Kapitel

Auf den Sperlingsbergen

32. Kapitel

Abschied und ewige Zuflucht

Epilog

# **ERSTER TEIL**

*... Nun gut, wer bist du denn?  
Ich bin ein Teil von jener Kraft,  
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.  
Goethe. »Faust«*

## **1. Kapitel**

### **Sprechen Sie niemals mit Unbekannten**

Eines Frühlings, zu der Zeit eines nie dagewesenen, heißen Sonnenuntergangs in Moskau, erschienen an den Patriarchenteichen zwei Bürger. Der erste von ihnen war mit einem sommerlichen grauen Zweiteiler bekleidet, war von kleinem Wuchs, wohlgenährt, kahl, seinen dazu passenden Hut trug er wie eine Pirogge in der Hand und auf dem gut ausrasierten Gesicht befand sich eine schwarze Hornbrille von übernatürlichen Ausmaßen. Der zweite – ein breitschultriger, rotblonder, zotteliger junger Mann mit einem keck in den Hinterkopf geschobenen kariertem Käppi – trug ein Cowboyhemd, zerknautschte weiße Hosen und schwarze Turnschuhe.

Der erste war niemand anderes als Michail Alexandrowitsch Berlioz, der leitende Vorsitzende einer der größten moskauer Assoziationen für Literatur, kurz MASSOLIT genannt, und der Redakteur eines dicken Kunstjournals; sein junger Begleiter war der Dichter Iwan Nikolajewitsch Ponyrjow, der unter dem Pseudonym Besdomnyj, der Obdachlose, schrieb.

Als sie in den Schatten der gerade ergrünenden Linden traten, stürzten sich die Schriftsteller zuallererst auf ein

bunt bemaltes Büdchen mit der Aufschrift »Bier und Wasser«.

Ja, hier wäre es angebracht, die erste Seltsamkeit dieses schrecklichen Maiabends zu vermerken. Nicht nur bei dem Büdchen, sondern auch in der gesamten Allee, die parallel zur Malaja Bronnaja verlief, war nicht ein einziger Mensch zu sehen. In dieser Stunde, als man schon, möchte man meinen, kaum die Kraft zu atmen fand, als die Sonne, die Moskau erglühen ließ, im trockenen Dunst irgendwo hinter dem Gartenring verschwand, – kam niemand unter die Linden, setzte sich niemand auf eine Bank, blieb die Allee leer.

»Einmal Narsan«, bestellte Berlioz.

»Narsan haben wir nicht«, antwortete die Frau im Büdchen und schien aus irgendeinem Grunde beleidigt.

»Haben sie Bier?« erkundigte sich Besdomnyj mit krächzender Stimme.

»Bier wird erst gegen Abend geliefert«, antwortete die Frau.

»Und was haben sie?« fragte Berlioz.

»Aprikosensprudel, aber der ist warm«, sagte die Frau.

»Na, dann her damit, her damit, her damit! ...«

Der Aprikosensprudel machte reichlich gelben Schaum, und in der Luft roch es nach Friseursalon. Nachdem sie ausgetrunken hatten, bekamen die Literaten sofort einen Schluckauf, bezahlten und setzten sich mit dem Gesicht zum Teich und dem Rücken zur Bronnaja auf eine Bank.

Hier geschah die zweite Seltsamkeit, die aber einzig Berlioz betraf. Sein Schluckauf hörte plötzlich auf, sein Herz klopfte, verschwand für einen Moment irgendwohin, und kehrte dann wieder zurück, doch so, als hätte jemand eine stumpfe Nadel hineingestoßen. Darüber hinaus wurde Berlioz von einer unbegründeten, aber dermaßen starken Furcht erfasst, dass er sofort und ohne sich umzublicken von den Patriarchen fliehen wollte. Berlioz schaute sich bekümmert um, ohne zu verstehen, was ihn da erschreckte.

Er wurde bleich, wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch und dachte: »Was ist nur mit mir los? Das ist mir noch nie passiert ... Das Herz setzt aus ... Ich bin übermüdet. Schade, aber es ist Zeit, alles zum Teufel zu schicken und in Kislowodsk ...«

Und hier verdichtete sich die schwüle Luft vor ihm, und es bildete sich in dieser Luft ein durchsichtiger Bürger von buntscheckiger Art. Auf dem kleinen Köpfchen eine Jockeymütze, ein kariertes, zu enges, luftiges Jackettchen ... Der Bürger war über zwei Meter groß, doch schmalschultrig, unglaublich mager, und eine Physiognomie, achten sie mal darauf, irgendwie spöttisch.

Das Leben von Berlioz verlief dergestalt, dass er außergewöhnliche Erscheinungen nicht gewohnt war. Er wurde noch bleicher, rieb sich die Augen und dachte verwirrt: »Das kann doch gar nicht sein! ...«

Doch, o weh, es konnte sein, und der lange Bürger, durch den man hindurchgucken konnte, schaukelte vor ihm, ohne die Erde zu berühren, erst nach links und dann nach rechts.

Da wurde Berlioz von solch einem Schrecken erfasst, dass er sich vor Angst die Augen zukniff. Und als er sie wieder öffnete, da bemerkte er, dass alles vorbei war, die Fata Morgana hatte sich aufgelöst, der Karierte war verschwunden und mit ihm auch die stumpfe Nadel aus seinem Herzen gezogen worden.

»Pfui Teufel!« rief der Redakteur aus. »Weißt du, Iwan, dass ich gerade eben fast einen Hitzschlag bekommen hätte! Ich hatte sogar so etwas wie eine Halluzination.« Er versuchte zu lachen, doch in seinen Augen hüpfte noch die Besorgnis, und die Hände zitterten.

Dann jedoch beruhigte er sich wieder, fächelte sich mit dem Taschentuch zu und sagte einigermaßen gefasst: »Na, und deshalb ...« und setzte die Rede fort, die der Aprikosentrunk unterbrochen hatte.

In dieser Rede ging es, wie man später in Erfahrung bringen sollte, um Jesus Christus. Die Sache war die, dass

der Redakteur für das nächste Bändchen der Zeitschrift bei dem Dichter ein großes antireligiöses Poem bestellt hatte. Und dieses Poem hatte Iwan Nikolajewitsch auch verfasst, und das in sehr kurzer Zeit, doch stellte es den Redakteur bedauerlicherweise in keiner Weise zufrieden. Zwar hatte Besdomnyj die Hauptperson seines Poems, das heißt Jesus, in sehr schwarzen Farben gezeichnet, doch nichtsdestoweniger musste das Poem nach Meinung des Redakteurs neu geschrieben werden. Und hier und jetzt hielt der Redakteur dem Dichter eine Art Vorlesung über Jesus, in der Absicht, den grundlegenden Fehler des Dichters herauszustreichen. Schwer zu sagen, was nun eigentlich Iwan Nikolajewitsch in die Irre getrieben hatte, – die Ausdruckskraft seines Talents oder die völlige Unkenntnis der Frage, die er behandeln wollte, doch Jesus wurde in seiner Darstellung, nun ja, zu einer vollkommen lebendigen, wenn auch nicht sehr anziehenden Persönlichkeit. Berlioz wollte also dem Dichter beweisen, dass es grundsätzlich gar nicht darum ging, wie Jesus gewesen war, ob nun gut oder schlecht, sondern darum, dass dieser Jesus da, als Person, überhaupt nie auf der Welt existiert hatte und dass alle Erzählungen über ihn – die reinsten Hirngespinnste seien, der allergewöhnlichste Mythos.

Man muss anmerken, dass der Redakteur ein belesener Mann war und sehr gekonnt in seiner Rede auf die antiken Historiker verwies, zum Beispiel auf den berühmten Philo von Alexandria und auf den glänzend gebildeten Josephus Flavius, die niemals auch nur mit einem Wort auf die Existenz eines Jesus eingegangen waren. Indem er seinen soliden Kenntnisstand ausbreitete, teilte Michail Alexandrowitsch dem Dichter unter anderem auch mit, dass jene Stelle im fünfzehnten Buch, im 44. Kapitel der berühmten »Annalen« des Tacitus, wo von der Hinrichtung Jesu die Rede ist, – dass es sich dabei um nichts anderes handelte, als um eine erst sehr viel später untergeschobene Einfügung.

Der Dichter, für den alles, was der Redakteur mitteilte, eine Neuigkeit darstellte, hörte Michail Alexandrowitsch aufmerksam zu, wobei er seine eilfertigen grünen Augen auf ihn richtete, und nur selten aufstieß, den Aprikosensprudel im Flüsterton verfluchend.

»Es gibt keine einzige östliche Religion«, sagte Berlioz, »in der es nicht üblich wäre, dass eine unbefleckte Jungfrau einen Gott in die Welt setzt. Und die Christen haben sich, ohne dass es etwas Neues gewesen wäre, genau so ihren Jesus geschaffen, der in Wirklichkeit niemals unter den Lebenden gewelt hat. Gerade darauf hättest du das Hauptaugenmerk richten müssen ...«

Der hohe Tenor von Berlioz erklang in der menschenleeren Allee. Und in dem Ausmaß, wie Michail Alexandrowitsch sich in den Details erging, – in denen sich nur ein sehr gebildeter Mensch ergehen kann, ohne sich den Hals zu verrenken, – lernte der Dichter mehr und mehr Interessantes und Erbauliches vom ägyptischen Osiris, dem gnädigen Gott und Sohn des Himmels und der Erde, auch vom phönizischen Gott Tammuz, und von Marduk, und sogar vom weniger bekannten Donnergott Vitzliputzli, den einstmals die Azteken in Mexiko höchlichst verehrten.

Und gerade zu der Zeit, als Michail Alexandrowitsch dem Dichter davon berichtete, wie die Azteken die Figur des Vitzliputzli aus Teig kneteten, erschien in der Allee der erste Mensch.

In der Folgezeit, als es, offen gesagt, längst zu spät war, haben verschiedene Einrichtungen ihre Berichte mit der Beschreibung dieses Menschen vorgelegt. Ihr Vergleich kann nichts anderes als Verwunderung hervorrufen. So wird im ersten von ihnen gesagt, dass dieser Mensch von kleinem Wuchs war, Goldzähne hatte und auf dem rechten Bein hinkte. Im zweiten – dass er von riesigem Wuchs war, Platinkronen aufwies und auf dem linken Bein hinkte. Der dritte Bericht teilt lakonisch mit, dass er keinerlei besonderen Merkmale aufwies.

Man muss zugeben, dass keiner dieser Berichte zu irgendetwas taugt.

Zuallererst: der Beschriebene hinkte auf keinem seiner Beine, war weder klein-, noch riesenwüchsig, sondern einfach hochgewachsen. Was die Zähne betrifft, so hatte er auf der linken Seite Platinkronen, und auf der rechten solche von Gold. Er trug einen kostspieligen grauen Anzug und farblich dazu passende, ausländische Schuhe. Das graue Barett keck übers Ohr gezogen, trug er unter den Achseln einen Stock mit schwarzem Knauf, der einem Pudelkopf ähnelte. Dem Aussehen nach – vierzig und ein paar Zerquetschte. Der Mund irgendwie schief. Glatt rasiert. Brünett. Das rechte Auge schwarz, das linke, warum auch immer, grün. Schwarze Brauen, doch die eine höher als die andere. Mit einem Wort – ein Ausländer.

Als er an der Bank vorbeiging, auf der sich der Redakteur und der Dichter befanden, blickte der Ausländer sie aus den Augenwinkeln an, blieb kurz stehen und setzte sich plötzlich auf die benachbarte Bank, zwei Schritte von den Gefährten entfernt.

»Ein Deutscher«, dachte Berlioz bei sich.

»Ein Engländer«, dachte Besdomnyj. »Jessas, wird es ihm in den Handschuhen denn nicht zu warm?«

Doch der Ausländer nahm die Hochhäuser in den Blick, die im Quadrat den Teich einfassten, wodurch man merkte, dass er diesen Platz zum ersten Mal sah und dass er ihm interessant erschien.

Er verweilte mit dem Blick auf den oberen Etagen, wo sich in den Fensterscheiben die verzerrte Sonne blendend widerspiegelte und sich für immer von Michail Alexandrowitsch verabschiedete. Dann sank der Blick nach unten, wo die Scheiben vorabendlich dunkelten. Er lachte unverständlicherweise herablassend, runzelte die Stirn, legte die Hände auf den Knauf und das Kinn auf die Hände.

»Du, Iwan«, sagte Berlioz, »sehr gut und satirisch hast du zum Beispiel die Geburt Christi, Gottes Sohn, dargestellt,

aber das Salz hätte darin gelegen, dass schon vor Jesu Geburt eine ganze Reihe von Gottes Söhnen geboren worden sind, so, sagen wir mal, der phrygische Attis, kurz gesagt, keiner von denen wurde geboren und nicht einen hat es gegeben, darunter auch Jesus, und es wäre unbedingt notwendig, dass du, an Stelle der Geburt und, sagen wir mal, der Ankunft der drei Weisen, einige unglaubliche Gerüchte von dieser Geburt schreiben würdest ... Bei deiner Erzählweise kommt es aber so heraus, als ob er tatsächlich geboren worden wäre! ...«

Hier machte Besdomnyj den Versuch, den quälenden Schluckauf loszuwerden, indem er den Atem anhielt, weshalb er nur noch gequälter und lauter aufstoßen musste, und in diesem selben Moment unterbrach Berlioz seine Rede, weil sich der Ausländer plötzlich erhoben hatte und zu den Schriftstellern trat.

Diese blickten ihn erstaunt an.

»Entschuldigen sie bitte«, begann der Herangetretene mit ausländischem Akzent, doch ohne die Worte zu entstellen, »dass ich, ohne sie zu kennen, mir erlaube ... doch der Gegenstand ihrer gelehrten Unterhaltung ist dermaßen interessant, dass ...«

Hier zog er höflich sein Barett, und den Freunden blieb nichts anderes übrig, als sich zu erheben und sich zu verbeugen.

»Nein, eher ein Franzose ...«, dachte Berlioz bei sich.

»Ein Pole? ...«, überlegte Besdomnyj.

Man muss unbedingt hinzufügen, dass der Ausländer von den ersten Worten an einen widerwärtigen Eindruck auf den Dichter machte, während er Berlioz eher gefiel, das heißt, nicht gerade gefiel, sondern ... wie soll man es ausdrücken ... sein Interesse erregte, stimmt doch?

»Darf ich mich zu ihnen setzen?« fragte der Ausländer höflich, und die Gefährten rückten unwillkürlich auseinander; der Ausländer machte es sich zwischen ihnen bequem und mischte sich sofort in das Gespräch.

»Wenn ich mich nicht verhört haben sollte, dann beliebten sie zu bemerken, dass Jesus niemals auf Erden gewesen ist?« fragte der Ausländer, indem er sein linkes, grünes Auge auf Berlioz richtete.

»Nein, sie haben sich nicht verhört«, antwortete Berlioz höflich. »Genau das habe ich gesagt.«

»Ach, wie interessant!« rief der Ausländer aus.

»Wer zum Teufel braucht den schon?« dachte Besdomnyj bei sich und runzelte die Stirn.

»Und sie stimmten mit ihrem Gesprächspartner überein?« erkundigte sich der Unbekannte, sich nach rechts an Besdomnyj wendend.

»Zu hundert Prozent!« bekräftigte dieser mit seiner Vorliebe für kurz angebundene und sehr bildhafte Ausdrücke.

»Erstaunlich!« rief der ungebetene Gesprächspartner aus und sagte, wobei er sich nach Diebesart verstohlen umblickte und die tiefe Stimme etwas senkte: »Verzeihen sie meine Beharrlichkeit, doch ich habe das so verstanden, dass sie, von allem anderen mal abgesehen, nicht mehr an Gott glauben?« Er machte erschreckte Augen und fügte hinzu: »Ich schwöre, dass ich es niemandem weitersage.«

»Nein, wir glauben nicht an Gott«, antwortete Berlioz, der sein Lächeln über die Furcht des Intouristen kaum unterdrücken konnte, »aber darüber lässt sich hier ganz frei und offen sprechen.«

Der Ausländer beugte sich an die Rückenlehne der Bank zurück und fragte, fast wimmernd vor Neugierde:

»Ihr seid – Atheisten?!«

»Ja, wir sind Atheisten«, antwortete Berlioz lächelnd, und Besdomnyj dachte ärgerlich: »Da hast du was zu schnattern, ausländische Gans!«

»Ach, welche Freude!« rief der sonderbare Ausländer und drehte den Kopf hin und her, erst auf den einen, dann auf den anderen Literaten blickend.

»In unserem Land versetzt der Atheismus niemanden in Erstaunen«, sagte Berlioz diplomatisch und höflich, »die Mehrzahl unserer Bevölkerung hat ganz bewusst schon seit langem aufgehört, an das Märchen vom lieben Gott zu glauben.«

Hier zog der Ausländer folgendes Ding ab: er stand auf und drückte dem überraschten Redakteur die Hand, wobei er die Worte sagte:

»Lassen sie mich ihnen aus ganzer Seele danken!«

»Wofür danken sie ihm denn bloß?« erkundigte sich Besdomnyj mit leicht zusammengekniffenen Augen.

»Für eine sehr wichtige Auskunft, die für mich als Reisenden äußerst interessant ist«, erläuterte der ausländische Sonderling, wobei er vielsagend den Finger hob.

Die wichtige Auskunft machte, ganz offensichtlich, einen tiefen Eindruck auf den Reisenden, denn seine Augen suchten ängstlich die Häuser ab, so als würden sie fürchten, in jedem Fenster einen Atheisten zu erspähen.

»Nein, ein Engländer ist er nicht ...«, dachte Berlioz, und Besdomnyj dachte: »Wo hat er sich nur dieses Russisch zugelegt, das wäre doch mal interessant zu wissen« und runzelte erneut die Stirn.

»Doch, erlauben sie mir eine Frage«, setzte der ausländische Gast hinzu, nachdem er angestrengt überlegt hatte. »Wie steht es mit den Beweisen für die Existenz Gottes, von denen, bekanntermaßen, ungefähr fünf existieren?«

»O weh!« antwortete Berlioz bedauernd, »kein einziger von diesen Beweisen taugt etwas, und die Menschheit hat sie schon längst im Archiv abgelegt. Sie werden doch zustimmen, dass es auf dem Gebiet der Vernunft keinen einzigen Beweis für die Existenz Gottes geben kann.«

»Bravo!« rief der Ausländer aus. »Bravo! Sie haben vollständig den Gedanken des friedlosen Greises Immanuel zu diesem Thema wiederholt. Doch hier kommt das Kuriose:

er hat alle fünf Beweise zum völligen Einsturz gebracht, um dann, als wollte er sich über sich selbst lustig machen, einen eigenen sechsten Beweis aufzustellen!«

»Kants Beweis«, erwiderte der gebildete Redakteur mit einem feinen Lächeln, »ist ebenfalls nicht schlagend. Nicht umsonst hat Schiller gesagt, dass die kantischen Schlussfolgerungen zu dieser Frage nur die Sklaven befriedigen könnten, und Strauss hat über diesen Beweis einfach nur gelacht.«

Berlioz redete, aber die ganze Zeit über dachte er bei sich: »Doch, trotz allem, was ist denn das für einer? Und warum spricht er so gut Russisch?«

»Man sollte diesen Kant nehmen und ihn wegen solcher Beweise für drei Jahre nach Solowki ins Lager schicken!« platzte völlig unerwartet Iwan Nikolajewitsch heraus.

»Iwan!« flüsterte Berlioz ganz konfus.

Doch der Vorschlag, Kant nach Solowki zu schicken, setzte den Ausländer nicht nur nicht in Erstaunen, sondern begeisterte ihn geradezu.

»Eben, eben«, rief er, und sein linkes grünes Auge, auf Berlioz gerichtet, begann zu funkeln, »genau da gehört er hin! Ich sagte nämlich schon damals beim Frühstück zu ihm: ›Was immer sie wollen, Professor, aber was haben sie sich da für einen Gedanken zusammengestoppelt! Das mag ja vielleicht klug sein, aber doch reichlich unverständlich. Man wird sich über sie lustig machen.««

Berlioz fielen die Augen heraus. »Zum Frühstück ... zu Kant? ... Was spinnt der denn da zusammen?« dachte er.

»Doch«, setzte der Ausländer fort, völlig unbeeindruckt von Berlioz' Erstaunen, und wandte sich an den Dichter, »ihn nach Solowki zu schicken ist schon deshalb unmöglich, weil er seit über hundert Jahren an Orten weilt, die bedeutend weiter entfernt sind als Solowki, und ihn von dort wieder hervorzulocken ist keinesfalls möglich, das versichere ich ihnen!«

»Wie schade!« ließ der streitsüchtige Dichter verlauten.

»Und mir erst!« bekräftigte der Unbekannte, funkelte mit dem Auge und setzte fort: »Doch die folgende Frage lässt mir keine Ruhe: wenn es keinen Gott gibt, dann fragt man sich doch, wer dann über das menschliche Leben herrscht, und wem überhaupt die ganz Ordnung auf Erden zu verdanken ist?«

»Der Mensch herrscht selber«, beeilte sich Besdomnyj verärgert, auf diese, zugestanden, etwas unklare Frage zu antworten.

»Verzeihung«, entgegnete der Unbekannte sanft, »um zu herrschen, muss man, wie auch immer, einen genauen Plan für einen bestimmten, zumindest irgendwie angemessenen Zeitraum besitzen. Erlauben sie mir die Frage, wie der Mensch herrschen soll, wenn er nicht einmal in der Lage ist, auch nur irgendeinen Plan für eine lächerlich kurze Frist, na, sagen wir mal, von etwa tausend Jahren zu erstellen, ja wenn er nicht einmal für den eigenen morgigen Tag garantieren kann? Und, in der Tat«, hier wandte sich der Unbekannte an Berlioz, »stellen sie sich einmal vor, sie wollten beispielsweise zu herrschen anfangen, für sich selbst und für andere alles einrichten, sie wären, sozusagen, überhaupt erst mal auf den Geschmack gekommen, und plötzlich haben sie ... he ... he ... ein Lungensarkom.« Hier musste der Unbekannte süßlich lachen, so als würde ihm der Gedanke an ein Lungensarkom ein gewisses Vergnügen bereiten. »Ja, ein Sarkom«, wiederholte er dieses wohlklingende Wort, wobei er wie ein Kater die Augen zusammenkniff, »und schon ist ihre Herrschaft beendet! Kein anderes Schicksal, außer ihrem eigenen natürlich, findet mehr ihr Interesse. Ihre Verwandten fangen an, ihnen etwas vorzulügen, im Vorgefühl eines Unheils rennen sie erst zu den gelehrten Ärzten, dann zu den Scharlatanen und, kommt alles vor, auch zu den Hellseherinnen. Wie das erste und das zweite, so ist auch das dritte – ein völliger Blödsinn, und das ist ihnen auch selbst klar. Und alles das endet tragisch: derjenige, der noch vor kurzem meinte,

irgendetwas zu beherrschen, erweist sich plötzlich als einer, der unbeweglich in einer Holzkiste liegt. Und die Freunde und die Verwandten, in der Erkenntnis, dass von dem Daliegenden nichts Vernünftiges mehr zu erwarten ist, verbrennen ihn im Ofen. Und manchmal kommt es noch schlimmer: gerade will sich der Mensch auf eine Reise nach Kislowodsk begeben«, hier blinzelte der Ausländer Berlioz zu, »die einfachste Sache der Welt, möchte man meinen, doch nicht einmal das kriegt er auf die Reihe, weil er – wer weiß, was ihn da plötzlich wieder gepackt hat – ausrutscht und unter eine Straßenbahn gerät! Wollen sie etwa sagen, dass er das selbst so eingerichtet hat? Wäre es nicht richtiger zu denken, dass jemand völlig anderes das mit ihm angestellt hat?« und hier lächelte der Unbekannte mit einem seltsamen Lächeln.

Berlioz hatte mit der größten Aufmerksamkeit die unappetitliche Geschichte von dem Sarkom und der Straßenbahn angehört, und sorgenvolle Gedanken begannen ihn zu quälen. »Das ist kein Ausländer! Das ist kein Ausländer!« dachte er. »Das ist ein höchst seltsames Subjekt ... aber erlauben sie mal, was ist das denn für einer?«

»Sie möchten rauchen, wie ich sehe?« wandte sich der Unbekannte unverhofft an Besdomnyj. »Welche bevorzugen sie?«

»Sie haben wohl verschiedene Sorten dabei, was?« fragte finster der Dichter, dem die Papirossi ausgegangen waren.

»Welche bevorzugen sie?« wiederholte der Unbekannte.

»Nun, ›Unsere Marke‹«, antwortete Besdomnyj böse.

Der Unbekannte zog schnell ein Zigarettenetui aus der Tasche und bot es Besdomnyj an:

»Unsere Marke.«

Der Redakteur und der Dichter waren nicht so sehr darüber erstaunt, dass das Zigarettenetui ausgerechnet »Unsere Marke« enthielt, als über das Zigarettenetui selbst.

Es war von gewaltigen Ausmaßen, aus hochkarätigem Rotgold, und auf seinem Deckel leuchtete beim Öffnen ein Dreieck aus Brillanten von blauem und weißem Feuer.

Hierüber dachten die beiden Literaten unterschiedlich. Berlioz: »Nein, ein Ausländer!« Besdomnyj dagegen: »Der Teufel soll ihn holen! Ha?«

Der Dichter und der Eigentümer des Zigaretteneutis begannen zu rauchen, der Nichtraucher Berlioz lehnte ab.

»Man müsste ihm so entgegnen«, entschied Berlioz. »Ja, der Mensch ist sterblich, niemand wird das auch nur bestreiten wollen. Aber die Sache ist die, dass ...«

Er kam jedoch nicht dazu, diese Worte auszusprechen, da der Ausländer sagte:

»Ja, der Mensch ist sterblich, aber das wäre ja nur halb so schlimm. Schlecht ist doch, dass er manchmal ganz plötzlich sterblich ist, da liegt doch der Hase im Pfeffer! Und überhaupt kann er nicht einmal sagen, was er am heutigen Abend machen wird.«

»Was für eine unangenehme Fragestellung ...«, überlegte Berlioz und entgegnete: »Na, das ist schon etwas übertrieben. Der heutige Abend ist mir mehr oder weniger genau bekannt. Es versteht sich von selbst, dass, wenn mir auf der Bronnaja ein Ziegelstein auf den Kopf fällt ...«

»Mir nichts, dir nichts«, unterbrach der Unbekannte nachdringlich, »fällt einem niemals und nirgends ein Ziegelstein auf den Kopf. Im Besonderen, versichere ich ihnen, stellt er für sie in keinem Fall eine Bedrohung dar. Sie sterben einen anderen Tod.«

»Wüssten sie vielleicht auch noch genau, um was für einen Tod es sich handeln wird?« erkundigte sich Berlioz, der an diesem eigentlich unangenehmen Gespräch seinen Gefallen gefunden hatte, mit einer leicht verständlichen Ironie, »und würden sie es mir auch mitteilen?«

»Gern«, verlautbarte der Unbekannte. Er maß Berlioz mit dem Blick ab, so als wollte er ihm einen Maßanzug schneidern, und murmelte etwas durch die Zähne in der Art

von: »Eins, zwei ... Merkur im zweiten Haus ... der Mond ist fort ... sechs – Unglück ... Abend – sieben« und erklärte laut und freudig: »Ihnen wird der Kopf abgetrennt!«

Besdomnyj riss bei dieser Dreistigkeit des Unbekannten wild und böseartig die Augen auf, doch Berlioz fragte mit einem schiefen Lächeln:

»Und wer ausgerechnet wird das tun? Feinde? Interventen?«

»Nein«, antwortete der Gesprächspartner, »eine russische Frau, eine Komsomolzin.«

»Hm ...«, knurrte Berlioz, über den Scherz des Unbekannten erzürnt, »na, das ist, entschuldigen sie mal, äußerst unwahrscheinlich.«

»Ich bitte, auch mich zu entschuldigen«, antwortete der Ausländer, »aber so ist das eben. Ja, dann möchte ich sie doch einmal fragen, was sie heute Abend zu tun gedenken, wenn das kein Geheimnis ist?«

»Das ist kein Geheimnis. Gleich gehe ich zu mir in die Sadowaja, und dann wird um zehn Uhr abends in der MASSOLIT eine Sitzung abgehalten, und bei der werde ich den Vorsitz führen.«

»Nein, das ist keinesfalls möglich«, entgegnete der Ausländer bestimmt.

»Warum nicht?«

»Weil«, antwortete der Ausländer und schaute mit verkniffenen Augen in den Himmel, wo im Vorgefühl der Abendkühle schwarze Vögel lautlos ihre Kreise zogen, »weil Annuschka Sonnenblumenöl gekauft hat. Und es zudem nicht nur eingekauft, sondern sogar schon verschüttet hat. Darum wird die Sitzung nicht stattfinden.«

Hier, wohl vollkommen verständlich, trat unter den Linden Schweigen ein.

»Entschuldigen sie«, sagte Berlioz nach einer Pause, in der er den geriebenen Blödsinn des Ausländers durchdacht hatte, »was soll hier das Sonnenblumenöl ... und was ist das für eine Annuschka?«

»Das Sonnenblumenöl tut hier gar nichts zur Sache«, sagte Besdomnyj plötzlich, der offensichtlich den Entschluss gefasst hatte, dem ungebetenen Gesprächspartner den Krieg zu erklären. »Sie hatten wohl nicht schon das Vergnügen, Bürger, sich irgendwann in einer Irrenanstalt aufzuhalten?«

»Iwan! ...« rief Michail Alexandrowitsch leise.

Doch der Ausländer war kein bisschen beleidigt und begann fröhlich zu lachen.

»Hatte ich, hatte ich und das nicht nur einmal!« rief er lachend, doch ohne das Auge, das nicht mitlachte, vom Dichter zu wenden. »Wo bin ich nicht schon überall gewesen! Schade nur, dass ich nicht die Muße hatte, den Professor zu fragen, was Schizophrenie eigentlich bedeuten soll. Das werden sie ihn dann schon selbst fragen müssen, Iwan Nikolajewitsch!«

»Woher wissen sie, wie ich heiße?«

»Ich bitte sie, Iwan Nikolajewitsch, wer kennt sie denn nicht?« Hier zog der Ausländer die gestrige Nummer der »Literaturnaja Gasjeta« aus der Tasche, und Iwan Nikolajewitsch sah gleich auf der ersten Seite sein Konterfei, und darunter seine eigenen Verse. Doch der Beweis seines Ruhmes und seiner Popularität, der ihn gestern noch beglückt hatte, konnte ihm diesmal keine echte Freude bereiten.

»Ich muss mich entschuldigen«, sagte er, und sein Gesicht verfinsterte sich, »könnten sie nicht einen Augenblick hier warten? Ich möchte mit dem Genossen ein paar Worte wechseln.«

»O, aber gern doch!« rief der Unbekannte aus, »hier unter den Linden ist es so schön, und übrigens habe ich momentan keine Eile.«

»Da hast du's, Mischa«, flüsterte der Dichter, nachdem er Berlioz zur Seite gezogen hatte, »Das ist keinesfalls ein Intourist, sondern ein Spion. Das ist ein russischer Emigrant,

der sich bei uns eingeschlichen hat. Frag ihn nach seinen Dokumenten und weg ist er ...«

»Glaubst du?« flüsterte Berlioz aufgeregt, und dachte bei sich selbst: »Da könnte er wohl Recht haben!«

»Das musst du mir glauben«, krächzte ihm der Dichter ins Ohr. »Er spielt nur den Dummkopf, um uns dann besser aushorchen zu können. Du hörst ja, wie gut er russisch spricht.« Der Dichter redete und verfolgte im Augenwinkel, ob sich der Unbekannte nicht etwa heranschlich. »Gehen wir und halten ihn fest, sonst macht er sich noch davon ...«

Und der Dichter zog Berlioz an der Hand zur Bank zurück.

Der Unbekannte saß nicht mehr darauf, sondern stand daneben und hielt ein Büchlein mit dunkelgrauem Einband in den Händen, sowie ein dickes Kuvert aus feinem Papier und eine Visitenkarte.

»Entschuldigen sie, dass ich in der Hitze unseres Streits vergessen habe, mich ihnen vorzustellen. Hier sind meine Karte, der Pass und die Einladung, als wissenschaftlicher Berater nach Moskau zu kommen«, sagte der Unbekannte gewichtig, wobei er durchdringend auf die beiden Literaten blickte.

Die gerieten in Konfusion. »Zum Teufel, er hat alles gehört ...«, dachte Berlioz und deutete mit höflicher Geste an, dass zum Vorzeigen von Dokumenten kein Anlass bestehe. Während der Ausländer seine Karte dem Redakteur nachlässig zusteckte, konnte der Dichter auf ihr das in ausländischen Buchstaben gedruckte Wort »Professor« erspähen, sowie den Anfangsbuchstaben des Nachnamens – ein doppeltes »V«.

»Sehr angenehm«, brummelte währenddessen der Redakteur verwirrt, und der Ausländer steckte seine Dokumente wieder in die Tasche.

Die Beziehungen waren auf diese Weise wieder hergestellt, und alle drei setzten sich erneut auf die Bank.

»Sie sind in ihrer Eigenschaft als wissenschaftlicher Berater zu uns eingeladen worden, Professor?« fragte

Berlioz.

»Ja, als Konsultant.«

»Sie sind Deutscher?« erkundigte sich Besdomnyj.

»Ich bin was? ...«, hakte der Professor nach und bedachte sich plötzlich. »Ja, zugestanden, ein Deutscher ...«, sagte er.

»Sie sprechen aber sehr gut russisch«, bemerkte Besdomnyj.

»O, ich bin überhaupt ein Polyglott und kenne eine sehr große Anzahl von Sprachen«, antwortete der Professor.

»Und auf welchem Spezialgebiet forschen sie?« erkundigte sich Berlioz.

»Ich bin Spezialist für schwarze Magie.«

»Da haben wir's«, schoss es Michail Alexandrowitsch in den Kopf.

»Und wegen dieses Spezialgebiets hat man sie zu uns eingeladen?« fragte er.

»Ja, aus diesem Anlass«, bestätigte der Professor und erklärte: »Hier in der Staatsbibliothek wurden originale Handschriften des Schwarzkünstlers Herbert d'Avrilaque gefunden, aus dem 10. Jahrhundert. Deshalb ist es notwendig, dass ich sie untersuche. Ich bin der einzige Spezialist auf der Welt.«

»Ah! Sie sind Geschichtswissenschaftler?« fragte mit großer Erleichterung und Verehrung Berlioz.

»Ich bin Geschichtswissenschaftler«, bestätigte der Gelehrte und setzte ohne allen Grund hinzu: »Heute Abend bei den Patriarchen wird es eine interessante Geschichte geben!«

Und wieder waren der Redakteur und der Dichter sehr erstaunt, und der Professor machte ihnen ein Handzeichen, so dass sie sich zu ihm vorbeugten. Dann flüsterte er:

»Nehmen sie zur Kenntnis, dass Jesus existiert hat.«

»Sehen sie, Professor«, äußerte Berlioz mit gezwungenem Lächeln, »wir achten ihre umfangreichen

Kenntnisse, doch in dieser Frage behalten wir es uns vor, einen anderen Standpunkt zu vertreten.«

»Von keinerlei Standpunkten kann hier die Rede sein!« antwortete der seltsame Professor. »Er hat einfach existiert und nichts weiter.«

»Aber das braucht doch bestimmte Beweise ...«, begann Berlioz.

»Auch irgendwelche Beweise braucht es hier nicht«, antwortete der Professor und begann leise zu sprechen, wobei sein Akzent irgendwie verloren ging: »Alles war ganz einfach: im weißen Umhang ...«

## **2. Kapitel**

### **Pontius Pilatus**

Im weißen Umhang mit blutigem Unterfutter, unter dem Gerassel der Kavallerieabteilung, am frühen Morgen des vierzehnten Tages des Monats Nisan, trat in die geschlossenen Kolonnaden, zwischen die beiden Seitenflügel des Palastes von Herodes dem Großen, der Prokurator von Judäa, Pontius Pilatus.

Mehr als alles auf der Welt hasste der Prokurator den Duft von Rosenöl, und alles deutete heute auf einen schlechten Tag hin, denn dieser Duft verfolgte ihn schon seit dem Sonnenaufgang. Dem Prokurator kam es so vor, als ob dieser Rosenduft den Zypressen und Palmen im Garten entströmte, dass sich sogar dem Ledergeruch der Eskorte eine verfluchte rosenartige Ausdünstung beigemischt hatte. Von den Seitenflügeln im Rücken des Palastes, wo sich die erste Kohorte der Zwölften Blitz-Legion aufhielt, die mit dem Prokurator in Erschalaim eingerückt war, zog der Rauch über den höher gelegenen Gartenbereich hinweg in die Kolonnaden und legte davon Zeugnis ab, dass die Garköche der Zenturien das Mittagessen zubereiteten. Doch auch hier mischte sich dieser fettige Rosenduft bei. O Götter, Götter, wofür wollt ihr mich bestrafen?

»Ja, kein Zweifel! Das ist sie, wieder sie, die unbesiegbare, schreckliche Krankheit der Hemikranie, bei der einem der halbe Kopf schmerzt. Gegen sie gibt es kein Mittel, vor ihr keinerlei Rettung. Ich werde versuchen, den Kopf nicht zu bewegen.«

Auf dem Mosaikboden bei dem Springbrunnen stand schon ein Sessel bereit, und der Prokurator, ohne jemanden anzublicken, setzte sich hinein und streckte die Hand seitlich aus.

Der Sekretär legte ehrfürchtig ein Stück Pergament in diese Hand. Ohne eine schmerzliche Grimasse zu verhehlen, überflog der Prokurator flüchtig und von der Seite her das Geschriebene und sagte schwerfällig:

»Ein Untersuchungsgefangener aus Galiläa? Ist der Fall dem Tetrarchen überstellt worden?«

»Ja, Prokurator«, antwortete der Sekretär.

»Was will er denn?«

»Er weigert sich, den Fall abzuschließen und wendet sich an sie mit dem Anliegen, das Todesurteil des Synedrion zu bestätigen«, erklärte der Sekretär.

Der Prokurator rieb sich die Wange und sagte leise:

»Führt den Angeklagten herein.«

Und sofort führten vom Gartenbereich, unter den Säulen hindurch auf den Balkon, zwei Legionäre einen Menschen von siebenundzwanzig Jahren herein und brachten ihn vor den Sessel des Prokurators. Dieser Mensch war mit einem ältlichen und abgerissenen dunkelblauen Chiton bekleidet. Sein Kopf war mit einem weißen Verband bedeckt, den ein Riemen um die Stirn zusammenhielt, und die Hände waren auf den Rücken gefesselt. Über dem linken Auge des Menschen war ein großer Bluterguss, im Mundwinkel – eine Schramme mit geronnenem Blut. Der Vorgeführte schaute mit angespannter Neugierde auf den Prokurator.

Der schwieg, und fragte dann leise auf Aramäisch:

»So warst du es, der dem Volk eingeredet hat, den Tempel von Erschalaim zu zerstören?«

Währenddessen saß der Prokurator wie versteinert da, und nur seine Lippen bewegten sich ein wenig, während sie die Worte formten. Der Prokurator war wie versteinert, weil er fürchtete, den mit höllischen Schmerzen brennenden Kopf zu bewegen.

Der Mensch mit den gefesselten Händen trat ein bisschen weiter vor und begann zu sprechen:

»Guter Mensch! Glaub mir ...«

Doch der Prokurator, ohne sich weiter zu rühren und auch nur die Stimme zu heben, unterbrach ihn an dieser Stelle:

»Hast du mich da eben einen guten Menschen genannt? Du irrst dich. In Erschalaim wird von mir geflüstert, dass ich ein grausames Ungeheuer sei, und das ist vollkommen richtig.« Und er setzte genauso monoton hinzu: »Den Zenturio Rattenschlachter zu mir.«

Allen kam es so vor, als würde es dunkler auf dem Balkon werden, als der Zenturio Markus, genannt Rattenschlachter, der eine spezielle Zenturie kommandierte, vor den Prokurator trat.

Rattenschlachter war um einen Kopf größer als der hochgewachsenste Soldat der Legion und dermaßen breit in den Schultern, dass er die noch niedrig stehende Sonne vollkommen verdeckte.

Der Prokurator wandte sich in Latein an den Zenturio.

»Dieser Verbrecher hier bezeichnete mich gerade als einen guten Menschen. Begleite ihn mal kurz hinaus und erkläre ihm, wie man mit mir zu sprechen pflegt. Aber schlag ihn nicht gleich zum Krüppel.«

Und alle, den unbeweglichen Prokurator einmal ausgenommen, begleiteten mit ihren Blicken Markus Rattenschlachter, der dem Verhafteten mit der Hand das Zeichen gab, ihm zu folgen.

Rattenschlachter wurde wegen seines Wuchses überhaupt von allen mit den Augen verfolgt, wo er auch auftauchte. Doch von jenen, die ihn zum ersten Mal sahen, zudem noch aus dem Grund, weil das Gesicht des Zenturio entstellt war: seine Nase war einstmals von einer germanischen Keule zertrümmert worden.

Markus' schwere Stiefel hämmerten über das Mosaik, der Gefesselte folgte ihm geräuschlos. Völliges Schweigen trat unter den Kolonnaden ein, und es wurde hörbar, wie die Tauben im Gartenbereich beim Balkon gurrten, ja, und das Wasser sang noch ein hintsinniges Lied im Springbrunnen.

Der Prokurator wollte sich erheben, die Schläfe in den Wasserstrom halten und auf diese Weise ersterben. Doch er wusste, dass auch dies ihm nicht helfen würde.

Während er den Verhafteten durch die Säulen in den Garten führte, nahm Rattenschlachter einem Legionär, der beim Sockel einer Bronzestatue stand, die Peitsche ab und zog, ohne weit auszuholen, dem Verhafteten eins über die Schultern. Die Bewegung des Zenturio war nachlässig und leicht, doch der Gefesselte stürzte augenblicklich zu Boden, so als hätte man ihm die Beine weggeschlagen. Er schnappte nach Luft, die Farbe floh aus seinem Gesicht und die Augen verloren ihren Ausdruck. Nur mit der linken Hand riss Mark den Gestürzten, so leicht wie einen leeren Sack, hoch in die Luft, stellte ihn wieder auf die Beine und sprach näselnd, in schlechtem Aramäisch, die Worte:

»Den römischen Prokurator nennen – Hegemon. Andere Worte nicht sprechen. Ruhig stehen. Du mich verstanden oder schlagen dich?«

Der Verhaftete schwankte, fing sich aber wieder, die Farbe kehrte zurück, er holte tief Atem und antwortete heiser:

»Ich habe dich verstanden. Nur schlag mich nicht.«

Eine Minute später stand er wieder vor dem Prokurator.

Es erklang die gedämpfte, kranke Stimme:

»Name?«

»Meiner?« entgegnete der Verhaftete eilig, mit seinem ganzen Gebaren die Bereitschaft ausdrückend, vernünftig zu antworten, um keinen neuen Zorn zu erregen.

Der Prokurator sagte verhalten:

»Mein Name ist mir bekannt. Stelle dich nicht dümmer, als du bist. Deiner.«

»Ieschua«, antwortete der Häftling flink.

»Hast du einen Zunamen.«

»Ha-Nozri.«

»Wo bist du geboren?«

»In der Stadt Gamala«, antwortete der Häftling, mit dem Kopf andeutend, dass dort, irgendwo in der Ferne, rechts von ihm, im Norden, es die Stadt Gamala gibt.

»Von welchem Blute bist du?«

»Das weiß ich nicht genau«, antwortete der Verhaftete lebhaft. »Ich kann mich meiner Eltern nicht entsinnen. Mir wurde gesagt, dass mein Vater ein Syrer gewesen ...«

»Wo hast du deinen ständigen Wohnsitz?«

»Ich habe keinen ständigen Wohnsitz«, sagte der Häftling verlegen. »Ich reise von Stadt zu Stadt.«

»Das lässt sich auch kürzer ausdrücken – mit einem Wort: du bist ein Landstreicher«, sagte der Prokurator und fragte: »Hast du Verwandte?«

»Nein, niemanden. Ich stehe allein auf der Welt.«

»Kannst du lesen und schreiben?«

»Ja.«

»Kannst du noch eine andere Sprache außer Aramäisch?«

»Ich kann auch Griechisch.«

Ein geschwollenes Lid hob sich, ein vom Dunst des Leidens verhülltes Auge richtete sich auf den Verhafteten. Das andere Auge blieb geschlossen.

Pilatus sprach auf Griechisch:

»So wolltest du also den Tempel zerstören und hast das Volk dazu aufgerufen?«

Hier wurde der Häftling wieder lebhafter, die Augen hörten auf, Furcht auszudrücken, und er begann auf Griechisch zu sprechen:

»Ich, gut...«, hier blitzte Furcht in den Augen des Häftlings auf, weil er sich beinahe versprochen hätte. »Ich, Hegemon, hatte niemals in meinem Leben die Absicht, den Tempel zu zerstören, und habe auch niemanden zu dieser sinnlosen Tat anstiften wollen.«

Erstaunen drückte sich im Gesicht des Sekretärs aus, der über einen niedrigen Tisch gebeugt dasaß und die Bemerkungen notierte. Er hob den Kopf, beugte sich aber sofort wieder über das Pergament.

»Eine Vielzahl verschiedenster Menschen strömen während der Feiertage in diese Stadt. Es gibt unter ihnen Magier, Astrologen, Wahrsager und Mörder«, sagte der Prokurator monoton, »manchmal aber auch Lügner. Du, zum Beispiel, bist ein Lügner. Hier steht deutlich geschrieben: Er rief zur Zerstörung des Tempels auf. So wird es von Menschen bezeugt.«

»Diese guten Menschen«, begann der Häftling und fügte eilig hinzu: »Hegemon«, und setzte fort: »haben nichts begriffen und alles durcheinander gebracht, was ich gesagt habe. Ich beginne überhaupt zu befürchten, dass diese ganze Verwirrung noch eine sehr lange Zeit anhalten wird. Und alles nur deshalb, weil er meine Worte und Taten falsch aufzeichnet.«

Schweigen trat ein. Jetzt blickten schon beide kranken Augen schwerfällig auf den Häftling.

»Ich wiederhole es dir, doch zum letzten Mal: hör auf, den Verrückten zu spielen, Verbrecher«, bemerkte Pilatus weich und monoton. »Von deinen Worten und Taten ist nicht viel aufgezeichnet worden, aber das Geschriebene reicht, um dich aufhängen zu lassen.«

»Nein, nein, Hegemon«, sagte der Verhaftete, ganz von dem Wunsch erfasst, zu überzeugen. »Er allein läuft mit einem Pergament von Ziegenleder herum, und läuft, und läuft, und schreibt unablässig. Doch einmal habe ich in dieses Pergament geblickt und mich ganz erschrocken. Entschieden nichts von dem, was dort geschrieben stand, habe ich gesagt. Ich bat ihn: Verbrenne um Gottes Willen dein Pergament! Doch er riss es mir aus den Händen und ist davongerannt.«

»Wer ist jener?« fragte Pilatus angeekelt und berührte sich die Stirn mit der Handfläche.

»Levi Matthäus«, erklärte der Häftling eilig, »er war Steuereintreiber, und wir trafen uns zum ersten Mal auf dem Weg nach Wiffagi, dort, wo an der Ecke der Feigengarten wächst, und ich habe mit ihm geredet. Zuerst war er sehr